

## Musik, trotz allem Leid!

Franz Schuberts resiliente Persönlichkeitsanteile kommen in der gängigen Biographienlandschaft zu kurz!

Peer Abilgaard, Köln

### Die Verantwortung der Biographen

Unsere Vorstellungen von Menschen, die wir nicht persönlich kennen, wird maßgeblich von dem geprägt, was in den Medien vermittelt wird. Bei berühmten Künstlerpersönlichkeiten ist die Biographie in Buchform sicherlich eine der wichtigsten Informationsquellen für uns. Im folgenden Artikel möchte ich 3 Fragen nachgehen:

1. Kann es sein, dass das Bild, das uns von Künstlerpersönlichkeiten vermittelt wird, bisweilen zu einseitig deren Belastungen, und zu wenig deren Ressourcen zeigt, mit deren Hilfe sie die Belastungen ihres Lebens sogar ganz gut gemeistert haben?
2. Wenn dem so ist, wie ist diese Haltung der Biographen zu erklären?
3. Am Beispiel Franz Schuberts möchte ich kurz darstellen, dass sein letzter Brief an seinen Freund Schober voller persönlicher Ressourcen ist.

### Romantisierung als Abwehr

Den Biographien genialer Menschen begegnen ihre Biographinnen und Biographen oft mit einer gewissen Romantisierung, die dann nicht selten umso ausgeprägter ist, wenn der/die Betroffene auch noch in einer Epoche lebte, die sich selbst – in Analogie zur Literatur - den Namen Romantik gab (1). Dass bei den Menschen Erinnerungen verblassen, hat sehr viele Vorteile: Belastendes zu vergessen, kann den Weg für Neues freimachen, was nicht heißen soll, das die „Zeit alle Wunden heilt“; Zeit ist aber ein wesentlicher Faktor, Belastungen zu verarbeiten und vielleicht sogar in einen neuen Sinnzusammenhang zu stellen. Nicht erst seit Sigmund Freuds Thesen zur Verdrängung wird in den Neurowissenschaften engagiert darüber diskutiert, nach welchen Kriterien unser Gehirn diesen Verarbeitungsprozess vornimmt oder einfach auch nur vergisst. Solange dieser Diskurs das subjektive Erleben in den Vordergrund stellt, mag das in Ordnung gehen, wenn aber unbeteiligte Dritte - beispielsweise die Biographinnen und Biographen - eine Neubewertung belastender Lebenserfahrungen vornehmen und Belastendes im Sinne

einer Verklärung „romantisieren“, und nicht zuletzt der/die Betroffene – da verstorben – sich nicht wehren kann, ist Nachdenklichkeit geboten.

Über die Gründe für eine Romantisierung von Leid lassen sich mehrere Hypothesen aufstellen:

- a) Die porträtierten Künstler bieten sich als breite Projektionsfläche einer leidgeprüften Gesellschaft an, im Sinne eines kollektiven Angebotes, persönlich erfahrenes Leid abzuwehren. Die Wechselwirkungen, die sich aus der Beziehung Künstler-Rezipient ergeben, sind sehr kraftvoll und führen bspw. im „fin de siècle“ zu einer sehr großen Zahl von künstlerischen Produktionen, welche Schmerz, Krankheit und Tod thematisieren.
- b) Dazu kommt die individuelle Defizit-orientierung der Biographen, die, wenn Sie bspw. einem Heilberuf angehören, in der berufsbedingten Sozialisation zu suchen ist, einer viertausendjährigen Tradition, die in erster Linie das Leid, oder etwas technisierter ausgesprochen, die *Defizite* beim Leidenden wahrnimmt, klassifiziert, diagnostisch einordnet, um dann eine Therapie anzubieten, die eine Minderung oder gar komplette Aufhebung des Defizits zum Ziel hat. Hieraus entstanden ist ein ganzes Genre von Falldarstellung: die sogenannten Pathographien (s.u.).
- c) Nicht zuletzt leben wir in einer defizitorientierten Kultur: weder Christentum, der Großteil der abendländische Philosophie, noch unser Wirtschaftssystem orientieren sich an den Ressourcen des Menschen und seinem persönlichen Glück im Hier und Jetzt.

Die Beschäftigung mit psychisch kranken Menschen, auch speziell mit erkrankten Musikerinnen und Musikern, hat in den letzten Jahren mein Interesse immer weiter dafür geweckt, wie Menschen mit dem Leid, das nun mal ein Bestandteil unseres Daseins ist, fruchtvoll umgehen (2), was nicht heißen soll, dass für das Leid kein Platz wäre. Ganz im Gegenteil, nur nach ausreichender Würdigung des erlittenen Leides macht die Frage erst Sinn: „Wie haben sie das eigentlich geschafft, das Leid auszuhalten?“ Der Psychoanalytiker Peter Fürstenau nennt diese Grundhaltung „beidäugiges Sehen“ (3). Eine Neuorientierung